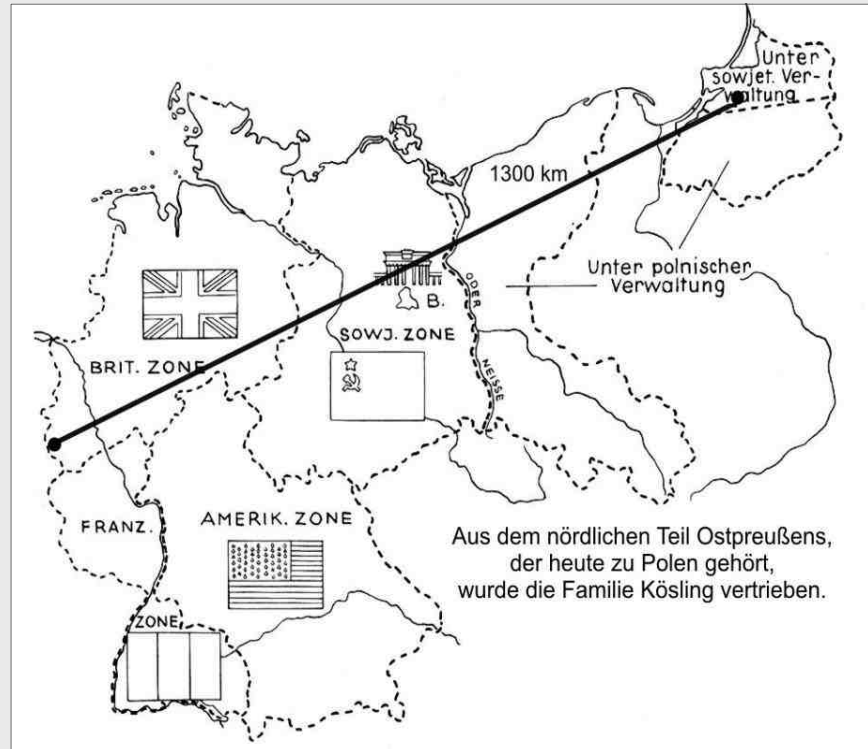


Frieda Kösling, geb. Dister, (†) erzählte

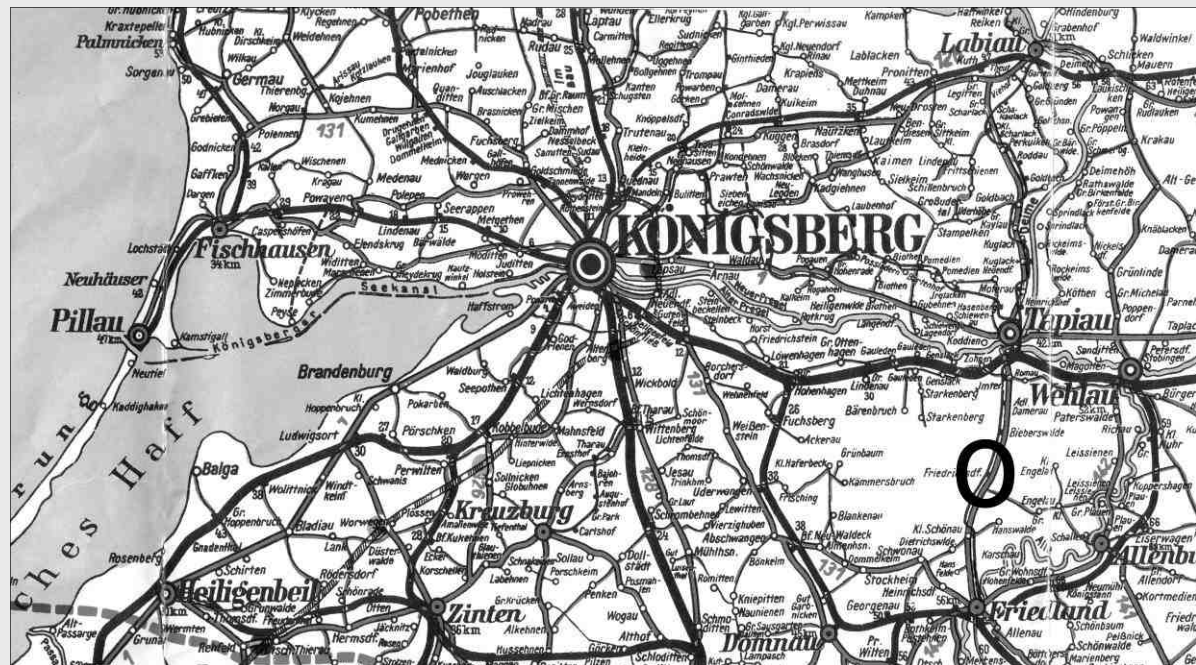
Unsere ostpreußische Heimat ist Friedrichsdorf (Gemeinde Tapiau, Kr. Wehlau), knapp 30 km südöstl. von Königsberg, heute Kaliningrad, etwa mitten an der Bahnstrecke von Friedland nach Tapiau.



Gegen Ende des Jahres 1944 hörten wir, daß Tag und Nacht ununterbrochen Panzer und militärische Fahrzeuge unterwegs waren. Alle im Dorf waren sehr aufgeregt, keiner

wußte, was es bedeutete. Und plötzlich, auf einmal war alles still, geradezu unheimlich still. Dann, zu Beginn des Januars, hörten wir aus der Ferne, von Rußland her, das Donnern der Kanonen, schnell kam es näher. Und die ersten Flüchtlinge, aus der Richtung der russischen Grenze, von Gumbinnen und Insterburg her, erschienen in unserm Dorf. Ein fremdes Ehepaar kam an unserm Haus vorbei, sie fragten nach Pferd und Wagen, bereitwillig gaben wir es ihnen. Ohne mehr zu sagen oder zu erklären zogen sie gleich weiter in Richtung Westen. Einige Bauern aus Friedrichsdorf waren auch schon geflüchtet. Von ihnen erfuhren wir, daß der NS-Gauleiter Erich Koch auch schon geflohen sei.

Mein Mann war, ehe er eingezogen wurde, Bürgermeister im Ort. Ihn hatte meine Schwägerin in diesem Amt vertreten, und so wartete sie auf Weisungen „von oben“ - viel zu lange. Als wir nun sahen, wie die letzten Bauern ihr Hab und Gut zusammenpackten und abfuhr, da packte auch sie am 24. Februar 1945 die Akten auf einen Wagen, schüttete einen großen Haufen Getreide mitten auf den Hof, ließ alle Kühe, Pferde und sonstigen Tiere frei und verließ dann unser Dorf, begleitet von einem uns bekannten Polen, der bei ihr bleiben und ihr helfen wollte. Am gleichen Tag fuhr ich mit meinen Schwiegereltern und mit meinen Kindern, die damals 1 ½ und 2 ½ Jahre alt waren, nach Friedland zum Bahnhof. Dahin kam auch meine Mutter mit dem einzigen Kind meiner Schwester, meiner Nichte Traudel. Stundenlang standen wir in der Kälte und warteten auf einen Zug, der uns nach Westen, in Richtung Danzig bringen würde. Wir erfuhren schließlich, daß das Weichsel-Delta total mit Menschen und Vieh überfüllt sei, kein Zug, kein Fahrzeug könne mehr durchkommen. Also blieb nur der Weg über das Wasser der Ostsee. Mit einem völlig überfüllten Zug kamen wir nach Pillau, hier hofften wir, auf ein Schiff zu kommen, mit uns viele tausend Menschen. Das Hafengelände war total überfüllt. Ich sehe das riesige Schiff heute noch vor mir. Es war bis an die oberste Spitze beladen, die Menschen standen eng



aneinander gedrängt. Ein großer Förderkorb wurde an Tauen heruntergelassen, zwei Menschen saßen schon darin. Nur drei durften einsteigen, wir aber waren zusammen sieben, und wir wollten uns auf keinen Fall voneinander trennen. Und das war die letzte Möglichkeit, auf das Schiff zu kommen. Es kam kein Korb mehr herunter, es fuhr ab. Einen Tag früher - und wir wären in Sicherheit gewesen, viel Leid wäre uns erspart geblieben!

(Zusatz PB: Weiter westlich von Pillau, in Gotenhafen in der Danziger Bucht, heute Gdingen, lag damals die „Wilhelm Gustloff“, die in der größten Schiffskatastrophe der Geschichte nach drei Treffern durch ein russisches U-Boot am 30. Januar 1945 in der Ostsee unterging, wobei genau 9343 Menschen den Tod fanden. In Pillau lagen vier andere Transportschiffe, die ohne Zwischenfälle den rettenden Hafen Kiel erreichen konnten. Nach: Heinz Schön, SOS Wilhelm Gustloff, Stuttgart, 1998)

So bestiegen wir wieder einen Zug, es waren schmutzige, offene Viehwaggons. Wir sollten zurückgebracht werden, wohin, wurde nicht gesagt. Kurz nach der Abfahrt wurde der Zug schon beschossen, die Einschläge nahmen immer mehr zu. Der Zug hielt, wir alle mußten aussteigen, draußen stand nur ein kleines Bahnwärterhäuschen. Die Menschen drängten hinaus, einer stieg über den anderen. Jeder schob den anderen weiter. Meine Schwiegermutter stürzte dabei über einen Koffer, sie brach sich ein Bein. Mit Mühe konnten wir sie, huckepack auf dem Rückend tragend, in das Häuschen bringen und auf ein Bett legen. Sie jammerte und schrie vor Schmerzen. Wir alle saßen rings um sie auf dem Bett, als die Russen hereinstürmten und uns herausjagten. Alle Flüchtlinge mußten sich sammeln, auch mein Schwiegervater wurde herausgetrieben, seine Frau mit ihrem gebrochenen Bein blieb zurück. Wir haben nie mehr etwas von ihr gehört.

Zu Fuß wurden wir bis zum nächsten Dorf getrieben. Am Straßenrand viele Kinderwagen, oft mit toten Kindern, kleinen und größeren. Unterwegs fand ich einen kleinen Handwagen, in ihn setzte ich meine müden Kinder, meine Mutter half mir beim Ziehen. Geschosse und Gewehrsalven knallten über uns hinweg, um uns herum begannen die Häuser und Höfe zu brennen. Als wir das nächste Dorf erreichten, war alles voller Russen. Die Söhne wurden ihren Müttern abgenommen. Mir rissen sie meine

Kette vom Hals, die Uhr vom Arm, Armbänder und Ringe von der Hand. Und weiter ging es, durch ausgebrannte, menschenleere Dörfer, keiner war zu sehen, alle Geschäfte geplündert und ausgebrannt. In einer Ecke lag ein Sack mit Haferflocken, ich konnte etwas davon mitnehmen, einige Tage hatten wir etwas zu essen. Nachts haben wir auf Stroh in einer Scheune gelegen und versucht, zu schlafen und uns etwas auszuruhen.

In einem großen Wald standen Lastkraftwagen, die einen waren mit jungen Burschen, die anderen mit Frauen beladen, die Russen trennten die Flüchtlinge, rissen die Familien auseinander. Mich wunderte, daß sie mich mit meinem umgehängten schwarzen Tuch vorbeigehen ließen, sie hielten mich nicht auf, meine Familie konnte bei mir bleiben. Nach vielen Schwierigkeiten landeten wir schließlich wieder in Friedrichsdorf. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Dann trafen wir meine Schwägerin wieder, die zu Fuß ankam, die Russen hatten ihren Wagen gleich überfallen und weggenommen, den Polen gleich abgeführt. Mein Schwiegervater ist bald darauf mit 81 Jahren gestorben. Auf unsern Hof durften wir nicht zurück, die Russen hatten dort eine



Unterkunft für ihre Ärzte eingerichtet. Dann wurden wir abgeholt, um bei Friedland in einem Dreschkommando zu arbeiten. Tagelang haben wir geschuftet, bis alle Scheunen und Getreideberge ausgedroschen waren. Viele wurden dabei krank, meine Nichte hat das überstanden, meine Mutter aber nicht.

Eines Tages hieß es, wir könnten mit einem Zug in den Westen fahren, aber nur von Tilsit aus. Der Weg dahin war sehr schwierig, an Genaueres kann ich mich nicht mehr erinnern, wir mußten uns Paßbilder besorgen und einige Rubel. Hier bekam ich auch die ersten Post, nach drei Jahren, und ich erfuhr, daß mein Mann in der Lüneburger Heide bei Celle in einem Lazarett an den Folgen einer Verwundung durch einen Halsstreifschuß gestorben war. Alle Nachforschungen nach meiner Schwiegermutter blieben erfolglos. Ehe wir den Zug besteigen konnten, mußten wir die Paßbilder und alles Geld abgeben. Auf dem Boden lagen überall Silbertaler herum, und während ich alles abgab, sammelte mein vierjähriger Sohn Hartmut die Hände voll mit Münzen und ging, ohne angehalten zu werden, durch die Sperre. Und dann fuhr der Zug tagelang nach Westen.

Vor der deutschen Grenze mußten wir aussteigen, und meine Nichte Traudel traf dabei zufällig eine Frau, die wußte, daß ihre Mutter in einem Dorf bei Berlin lebte. Die nahmen sie dann mit, und mitten in der Nacht kamen sie dort an. Auf ihr lautes Rufen „Mutti, Mutti“ hin konnte meine Schwester ihr einziges Kind nach drei Jahren wieder in die Arme schließen. Ihr Mann war noch in russischer Gefangenschaft.

Wir suchten uns ein Häuschen, holten aus dem Wald etwas Holz, wir konnten endlich heizen und uns etwas Essen warm machen. Zwei Männer kamen, sie boten sich an, die deutschen Flüchtlinge heimlich bei Nacht über den Grenzfluß zu bringen. Zum Glück war er sehr flach, aber sehr steinig auf seinem Grund. Ich trug zuerst die Kinder an das andere Ufer. Und dann lud ich mir meine Schwägerin auf den Rücken. Ich wollte sie nicht durch das Wasser gehen lassen - ein sehr tüchtiger und gut deutsch sprechender russischer Arzt hatte ihr nämlich die abgefrorenen Zehen amputiert. Das war ein freundlicher Mensch! Aber wir waren erleichtert, daß wir nun keine Angst mehr vor den Russen zu haben brauchten. In der stockdunklen

Nacht sahen wir von ferne helle Lichter. Wir gingen darauf zu, unsere Führer gingen zurück, um noch andere Flüchtlinge zu holen. Da erschossen die Russen einen von ihnen.

Wir kamen in ein Übergangslager, zuerst nach Uelzen, doch das war überfüllt, dann nach Friedland, auch da war alles überfüllt, sie kamen wir in die Nähe von Neuß, wo Verwandte schon vorher angekommen und eine Unterkunft gefunden hatten. Sie halfen uns, einen Flüchtlingsschein zu bekommen, der es uns erlaubte, in der Eifel Fuß zu fassen. Wir erhielten eine Wohnung zugewiesen in Buir, wir haben in eine Ecke der Küche eine Decke gelegt, das war unser „Zuhause“ - zum Glück nur für wenige Tage. Als Hartmut einmal die Hände auf den Eßtisch legte, wurde er zurückgestoßen: „Weg da, du hast schmutzige Finger!“ Aber man gab uns kein Wasser, um uns waschen zu können!

Dann haben wir in Frohngau eine Bleibe bei einfachen, armen Leuten gefunden, zwar ein schmutziges „Loch“, aber wenigstens waren es nun eigene vier Wände. Wir haben zwar viel geputzt und gesäubert, aber die alten Leutchen waren herzensgut. Ich machte bald ein Stückchen Land zu einem Gemüsegarten, der mir aber von einem Bauern aus dem Dorf wieder weggenommen wurde. Ich machte wieder ein anderes Stück urbar und konnte bald schönes Gemüse ernten, worüber ich sehr glücklich war, doch dann wurde mir auch das Stückchen Land für die Erweiterung des Friedhofes wieder weggenommen.

Unser Nachbar war auf der Amtsverwaltung in Zingsheim tätig und teilte uns mit, daß ich vom Rheinischen Heim eine Neben-erwerbslandwirtschaftsstelle angeboten bekommen könne. Ein freundlicher Herr in Euskirchen zeigte uns dann auf einer Karte zwei Orte: Berk und Blankenheimerdorf - ich hatte beide Namen noch nie gehört. Ich entschied mich dann spontan. Ich habe den Herrn Pastor und einen benachbarten Bauern gebeten, sich das einmal anzusehen und zu begutachten, was ich ausgesucht hatte. Die waren mit der Sache einverstanden. So kamen wir hierher. Gebaut haben wir auf einem Grundstück von Schröder Peter: „Diese Witwe mit den kleinen Kindern kriegt das Land, sonst keiner!“ Für diese Worte bin ich ihm heute noch dankbar. Zum Bauen mußten wir dann aber das nötige Wasser erst aus Blankenheim heranziehen lassen!!!